die ehemals als „Altersfarben" geltenden Schattierungen grau und lila schon damals als Mißgriffe gelten mußten; denn sie sind am wenigsten für welke, gelbliche Haut geeignet. Lila alias violett, wirft gelbe Reflexe, grau ist allerdings ein Gemisch von schwarz und weiß, den beiden „neutralen Farben", die garnicht als solche gelten und keine Reflexe hervorbringen, dafür jedoch sehr kalt wirken. Sowohl grau wie lila in allen ihren Abtönungen sind Farben, die nur zu jugendlicher rosiger Haut gut aussehen werden. Wie allen Damen, die keine lichte, zarte Hautfarbe besitzen, ist auch denen, die sich selbst heute noch entschlossen haben, ins „ältere Fach" überzugehen, vor allem grün, das ja sehr verschieden nuanciert ist, weil es rote Reflexe gibt, und braun, das besonders warm wirkt, zu empfehlen. Auch weiß und schwarz sind in diesem Falle vorteilhaft.

Auch die Musterung des Stoffes ist für die Kleidsamkeit wesentlich. Karierte Muster lassen die Gestalt stärker, gestreifte dagegen schlanker erscheinen. Hieraus ergibt sich die Nutzanwendung, daß starke Damen darauf verzichten sollten, karierte Stoffe zu tragen. Ebenso sind geblümte und Punktmuster nur für schlanke Gestalten geeignet.

Natürlich gilt das von den Kleidern hier Gesagte für den ganzen Anzug, Hut und Schuhwerk mit einbegriffen.

Damit, daß man auf Grund der Kenntnis von den Farbenreflexen nun weiß, welche Farben für die eigene Person vorteilhaft sind, ist jedoch noch keine Gewähr dafür gegeben daß man stets geschmackvoll angezogen ist, wenn man nur die nicht in Betracht kommenden Farbtöne und Muster meidet. Auch die passenden Farben müssen in richtiger Dosierung zusammengestellt werden. Gerade heuer, da die Mode Buntheit bevorzugt, wird ein kultivierter Geschmack recht oft beleidigt. Auf der Straße sollte die Dame jedenfalls allzu große Farbenfreudigkeit vermeiden.

Die Stellung der Frau im alten Indien

Von Dr. Kurt Vollert.

**Zu den sozialen Kämpfen und den Bestrebungen zugunsten einer allgemeinen Unabhängigkeit gesellt sich in Indien nun auch der Kampf um die Emanzipation der Frau aus drückenden Fesseln, die ihr Tradition und mißverstandene Riten des uralten Hinduglaubens auferlegten. Es ist noch nicht lange her, als Gandhi, der geistige Führer des gegenwärtigen Indien, seine machtvolle Stimme erhob, und die erwachsene Jugend des Landes zum Kampf wider barbarische Bräuche (unfreiwillige Ehelosigkeit der Kinderwitwen u. a.) aufforderte. Seitdem schweit es überall im indischen Reiche. Man sucht auf geistigem Wege Breschen in Jahrhunderte alte Ueberlieferungen zu schlagen und bedient sich zu diesem Zweck des besten Mittels, der Ueberreste altindischer Kulturerscheinungen selbst. „Der Gedanke der Gleichheit zwischen Mann und Frau war einst in der Rig Veda klar ausgedrückt", erklärte kürzlich eine bedeutende indische Sozialpolitikerin, Dr. Muthulakshmi Ammal, im Verlauf eines fesselnden Vortrags, den sie über dieses Problem in verschiedenen indischen Städten hielt. „Das Indien der Vedas bekundete beispielsweise eine Wertschätzung der Frau, die bereits an Verehrung grenzte. „Mann und Frau sind Teile ein und derselben Substanz, deshalb sollten sie in jeder Hinsicht die gleiche Berechtigung besitzen, und zwar in allen Angelegenheiten geistlicher und weltlicher Art", heißt es in der Rig Veda. Deva und Devi waren zwei Aeußerungen des gleichen Seins." Inspirierte Frauen, die göttlicher Weisheit teilhaftig wurden, (auch das Abendland kannte ja ähnliche Erscheinungen!), sog. „Brahmavadin" wie sie einst genannt wurden, erörterten damals ernsthaft alle Probleme des Lebens und Todes mit den besten Philosophen des Landes. Hausfrauen, besonders wenn sie Mütter waren, erfreuten sich großer Freiheiten und nahmen selbst an allen öffentlichen Feierlichkeiten mitwirkend teil. Kausalya galt einst als prominenteste Figur in dem großen Opferspiel, das von Dasaratha veranstaltet wurde. Draupadi, Sita und Gandhari beteiligten sich eifrig an den gelehrten Unterhaltungen ihrer Männer mit den tiefsinnigsten Köpfen jener Zeit. Im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt zogen Hindufrauen sogar in die Schlacht und kämpften Schulter an Schulter mit ihren Männern. Die Gemahlin König Nomachis schlug seine Feinde aufs Haupt, und von Sarama wird berichtet, sie habe im Auftrage ihres Mannes sämtliche Räuber des Landes vernichtet. Das später entwickelte Zenanasystem war keine Einrichtung der Hindus und im alten Indien überhaupt nicht bekannt. Die hierdurch aufkommende Verschlechterung der gesamten Stellung der indischen Frau war jedenfalls weder durch religiöse noch durch soziale Gründe irgendwie gerechtfertigt, sondern lediglich das Werk einer herrschsüchtigen männlichen Priesterkaste, die ihre Ziele allmählich durchzusetzen verstand. — „Alles ist im Fluß." Heute knüpfen nun die Frauen Indiens wieder an jene Zustände an, in denen sich ihre weiblichen Vorfahren bereits vor vier Jahrtausenden befanden.

Ratschläge und Winke

Wollstoffe und Flanelle in der Wäsche.

Immer noch sind manche Hausfrauen über das Waschen von wollenen Sachen nicht ganz klar und machen hie und da einen Fehler dabei. Darum hier nochmals eine richtige Behandlung

Nachdem man die betreffenden Stoffe gut ausgestaubt hat, werfe man sie in folgende Lösung, die nur eben warm sein darf, und schwenke und schüttle sie im Schaum, ohne sie zu reiben. Die Seife wird entweder als Gelee hergestellt, oder man schneidet sie in sehr feine Scheiben, gießt etwa vier Liter kochendes Wasser darüber und schlägt die Mischung mit einer Rute oder einem langstieligen Holzlöffel zu Schaum. Zu dem lauen Seifenwasser lasse man die Flanelle oder andere Wollstoffe nun nicht liegen, sondern drücke sie so viel wie möglich aus (nicht auswinden oder »ringen«) und spüle sie zweimal in reinem, lauwarmen Wasser nach. Dieses Spülwasser darf weder ganz heiß noch ganz kalt sein, da beides ein Schleißen der zu waschenden Stücke verursacht. Auch muß jede Spur von Seife durch das Ausspülen entfernt werden, da sonst ebenfalls der Flanell oder die anderen Wollstoffe hart werden. Man schüttele die Sachen gut und lege sie zum Trocknen möglichst in die freie Luft, aber niemals in die Nähe eines heißen Ofens oder in die direkte Sonnenglut. Ehe sie ganz trocken sind, sollten sie auf der linken Seite mit einem mäßig heißen Eisen unter Benutzung einer dünnen baumwollenen oder leinenen Unterlage gebügelt werden.

Weißer Flanell, weiße Kinderkleider und dergleichen, die durch Regen gelb geworden sind, frischt man auf folgende Weise wieder auf: 125 Gramm beste Seife werden in fünf Liter lauwarmem, weichen Wasser gelöst, und 25 Gramm Salmiakgeist werden dieser Lösung zugesetzt. Nun weicht man die vergilbten Sachen ein und behandelt sie, wie es eben bei der Wäsche der Flanellsachen geschildert worden ist. Vor dem Legen (besser als Hängen) zum Trocknen kehre man sie auf die linke Seite und legt noch zum Schutze ein weißes Tuch darüber.

Ein natürliches Schönheitsmittel.

Frabenschönheit wird durch eine reine, klare und gesunde Haut hervorgerufen. Ein wahrhaft gutes Mittel zur Erlangung einer reinen Gesichtshaut ist Bienenhonig. Naturreiner Bienenhonig hat Zauberkraft. Er geht sofort ins Blut über und beginnt dort seine Arbeit durch gründliche Reinigung des Blutes und Erwärmung. Frisches, gesundes Blut gibt den frischen, leuchtenden Teint. Drum soll man Honig nicht nur als eine Leckerei ansehen, sondern soll ihn nach seiner heilsamen Wirkung einschätzen. Um eine gute und nachhaltige Wirkung zu erzielen, esse man täglich Honig, und zwar am besten morgens.

Vanillegeschmack

in Puddings, Seifen usw. ist beliebt. Da aber die Vanille wegen ihres teuren Preises beinahe als Luxus gelten muß, so kann man sich dadurch helfen, daß man eine Schote der Länge nach aufstapelt und je eine Hälfte in ein Gefäß mit Streuzucker tut, den man zum Süßen der betreffenden Speisen verwendet, die zweite Hälfte der Schote etwa in eine Büchse Kakao, oder eine Büchse mit Tee usw., wo man eben den Vanillegeschmack liebt. Auf Wochen hinaus kann man sich so helfen mit ganz geringen Kosten. Ungespalten nützt die Vanilleschote wenig oder garnichts.

Apfelweinsuppe. Eine Flasche Apfelwein läßt man mit reichlich Zucker, Zimt und Zitronenschale kochen, löst zwei Löffel Kartoffelmehl in einem Tassenkopf voll Wasser auf, läßt es mit dem Wein aufkochen und zieht die Suppe mit zwei Eidottern ab.

Aus dem Engen und Weiten

Prinzessin Eigensinn.

Aus Bombay kommt die seltsame Kunde, daß die siebzehnjährige bildschöne Tochter eines indischen Fürsten aus Protest in den Hungerstreik getreten ist, weil der Vater ihr zumuten wollte, einen fünfzigjährigen Mann zu heiraten, der zwar fürstlichen Geblüts und sehr reich, aber recht hinfällig, verschwenderisch und ein großer Haremsfreund sein soll. Kann man es der jungen Prinzessin somit verdenken, wenn sie einen solchen Mann nicht zum Ehegatten haben will? Die Oeffentlichkeit des kleinen indischen Fürstentums, das ihr Vater regiert, hat sich den lebhaften Protesten der Unglücklichen angeschlossen. Was aber will das alles besagen, wenn Vater und Eidam bereits die erforderlichen Hochzeitsvorbereitungen getroffen haben? Siebenhundert Gäste sind schon geladen, und im Frühjahr soll die Trauung stattfinden. Hundert Tänzerinnen werden das Fest verschönen, dessen Kosten allein mit einer Million Mark veranschlagt sind. Und die arme Prinzessin? Wird sie wie so viele andere ein wenig hungern und weinen und dann doch den bitteren Weg der „Staatsräson" gehen?

Da liegt der Hund begraben!

Ein englischer Dorfgeistlicher erschien kürzlich vor dem Richter, um sich wegen zu schnellen Autofahrens zu verantworten. „Hören Sie mal", sagte der Vertreter der Gerechtigkeit, „Sie behaupten, höchstens zwanzig Kilometer die Stunde gefahren zu sein, während der Schutzmann hier erklärt, es seien mindestens fünfzig gewesen. Ich kenne Sie als ernsthaften Menschen und will Ihnen glauben. Aber warum sollte der Beamte Sie dann angezeigt haben? Hat er vielleicht etwas gegen Sie ...id will er sich auf diese Weise rächen?" — „Nein," entgegnete der Geistliche, „das glaube ich nicht." — Der Richter dachte noch schweigend über den Fall nach, als der Angeklagte plötzlich ausrief: „Ach, da fällt mir etwas ein. Ich habe den Schutzmann und seine Frau vor einigen Wochen getraut. Vielleicht ist er mit ihr hereingefallen und trägt mir das jetzt nach!" — Der Richter vertagte die Verhandlung und lud die Nachbarsleute des jungen Ehepaares als Zeugen vor . . .

Büchertisch

Von echtem und von falschem Schmuck

schreibt das Daheim (64 Jhrg. Nr. 19) u. a.: „Kleidung und Schmuck stehen miteinander in engster Verbindung; eins muß das andere ergänzen. Ein schlichtes Gewand kann durch edlen Schmuck geadelt werden. ein geschmackloses Kleid gestaltet auch der kostbarste Schmuck nicht zu einem erfreulichen Anblick um. Die in den letzten Jahren zu großer Verbreitung gelangte Sitte, sich mit unechtem Schmuck zu behängen, das Blitzen der Similibrillanten, das Schillern der falschen, oft haselnußgroßen Perlen hat in vielen Frauen das feine Gefühl für das, was beim Schmucktragen möglich ist und was nicht, lahmgelegt. Das soll und muß over wieder anders werden! Schmuck will mit Takt u.Geschmack getragen sein. Eine meterlange Kette rosig angehauchter Kunstperlen, mehrmals um den Hals geschlungen, kann, zum flitterbesetzten Abendkleid gestellt, entzückend aussehen, in Verbindung mit einem marineblauen Vormittagskleid oder einem Strickjumper ist sie ein Unding. — In unserer arm gewordenen Zeit ist es uns natürlich nicht mehr möglich, echten Schmuck in dem Maße zu erwerben, wie vor dem Kriege, wo die deutschen Juweliere einen sehr beachtlichen Umsatz ihrer Waren verzeichnen konnten.. Deshalb braucht man aber noch lange nicht auf jeden echten Schmuck zu verzichten und sich nur mit Talmi-Ersatz zufrieden begnügen. Unsere Edelschmiede sind sich der Lage ihrer Abnehmer wohl bewußt, sie haben deshalb mit vielem Erfolg versucht, aus schlichterem Material, wie es Silber Elfenbein und das Heer der Halbedelsteine darstellt, Schmuckstücke zu formen, die es an Wirkung und Formschönheit getrost mit den kostbarsten Gebilden aus Platin und echten Perlen aufnehmen können und die es verdienten, daß die „Mode" sich ihnen zuwendet."

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 6 — Altena, den 7. Februar — 1928

Die Frauen im Leben von Fridericus Rex

Eine historische Miniature von

Otto R. Gervais.

Die Sage vom Weiberfeind Friedrich dem Großen ist überwunden. Jene schmutzigen Verdächtigungen, die das hehre Bild des Königs besudeln wollten, haben einer ernsthaften Kritik nicht stand gehalten und sind zum Schweigen gebracht. Doch immer noch herrscht über Friedrichs Verhältnis zu den Frauen eine unklare Vorstellung, die sich etwa darauf beschränkt, ihn ob der aufgezwungenen Frau zu bemitleiden und seine Verehrung für die Barberina zu mißdeuten. Immer nur sieht man den König, niemals den Menschen. Friedrich liebte das weibliche Geschlecht; es kostete ihn übermenschliche Willens- und Ueberwindungs-Energie, dieser Liebe Herr zu werden!

•

Mit sechzehn Jahren küßte ihn Venus zum erstenmal. Es geschah am Hofe des Königs August II. von Polen, in Dresden. Hier war Eros vorherrschend. Der Polenkönig veranstaltete Bacchanalien, um Friedrichs soliden Vater, dem alles Genußleben in tiefster Seele verhaßt war, seinen Grundsätzen abwendig zu machen. Bei dem alten Preußenkönig richtete der Pole nichts aus. Der Kronprinz aber, der in diesem polnischen Versailles von dem unerhörten Prunk und Luxus geblendet wurde (denn zu Hause ging es sehr dürftig zu!) geriet in die Bande der betörend schönen Gräfin Orscelska. Sie war belesen, frisch, geistreich, liebenswürdig; von ihrem lockeren Lebenswandel wußte der junge Friedrich nichts. Der Polenkönig durchschnitt jedoch schnell wieder die gefährlichen Fäden, die sich von der Orscelska zu seinem Gast spinnen wollten, und galant führte er ihm die Tänzerin Formera zu. Friedrich mußte mit diesem Tausch zufrieden sein.

Nie aber vergaß er den Eindruck, den die erste Frau in seinem Leben auf ihn gemacht hatte. An Voltaire schrieb er darüber später einmal: „Eine liebenswürdige Person hauchte mir in meiner frühesten Jugend zwei Leidenschaften auf einmal ein: Liebe und Dichtkunst. In der Liebe ist es mir vortrefflich, in der Dichtkunst schlecht gelungen; seit jener Zeit war ich öfter verliebt und alle Zeit Dichter." Friedrich Conrad Muschler sagt über diesen Dresdner Aufenthalt in seinem vortrefflichen Werk „Friedrich der Große": „Wenn ein Geist wie Friedrich solche Worte noch nach zehn Jahren findet, dann muß über diesem Erleben ein Duft schweben, daß kein anderer das Recht hat, auf einen von beiden einen Stein zu werfen."

•

Die Katte-Affäre, der Zwist mit seinem Vater, brachte den Kronprinzen Friedrich auf die Festung Küstrin. Hier gestatteten ihm seine Vorgesetzten, sich wenigstens bei Tage außerhalb der Mauern aufzuhalten. Da begegnete dem Neunzehnjährigen die zweite Frau in seinem Leben: die Gattin des Obersten von Wreech. Er sah in ihr das Ideal von einem Weibe. Ein Liebesspiel war mit der geistig hochstehenden Frau ausgeschlossen; die einzige Gunst, die sie ihm gewährte, bestand darin, daß er sie „Cousine" anreden durfte.

Tamsel, der Herrenhof des Obersten von Wreech, wurde Friedrichs Lieblingsaufenthalt während seiner Küstriner Zeit. Eine Schickung des Himmels bedeutete Frau von Wreech für seinen mehr als schwankenden Charakter, der in ihr das moralische Rückgrat fand. Seine anbetenden Liebesgedichte an sie, wovon das eine, „Geständnis", eine leidenschaftliche Liebeserklärung ist, nannte sie „einen graziösen Scherz vom großen Friedrich." Sie fand also sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hoch-

Feierabend

Von Lucie Wagener.

Laß uns nun — nach Tages Tun —
Feierstunde halten;
Laß dein Haupt an meinem ruhn,
Deine lieben Hände mich
Still in meinen halten.

Mit der Arbeit hatte ein,
Halte ein mit Sorgen!
Dieser Stunde Widerschein
Leuchte seine Kraft hinein
Dir ins trübe „morgen"!

Laß in deine müde Seel',
Stillen Frieden fließen,
Mach zum Frieden dich bereit,
Dieser Stunde Heiligkeit
Laß uns ganz genießen . . .

„Feierstund'!" Wie stiller Sang
Tönts aus deinem Wesen!
Läßt des Wortes Zauberklang
Nicht dein Herz, das wund und krank,
Heimlich schon genesen?

als Erste die Formel für diesen Ausnahmemenschen.

•

Nach seiner Rückkehr bestand Friedrichs Vater darauf, daß er die Prinzessin Elisabeth Christine von Bevern, eine Nichte des Kaisers, heirate. Aller Widerstand gegen diese Zwangsheirat, alle Verzweiflung des Kronprinzen gegen diese unbekannte Frau ging schließlich in stummer Resignation unter. Am 10. März fand die Verlobung des Paares statt. Wie ihm in dieser Nacht zu Mute war, bezeugt folgender Brief an seine Schwester: „Die Prinzessin hat ein ganz hübsches Gesicht, aber tiefliegende Augen und einen sehr häßlichen Mund. Sie hat einen bäurischen Gang und einen Blick von unten herauf wie die kleine Marschall, ein unangenehmes Lachen, einen Gang wie eine Ente, schlechte Zähne, ist sehr schlecht angezogen, ängstlich in der Unterhaltung und fast stets stumm. Davon abgesehen, hat sie einen schönen Teint, einen schönen Busen, eine schöne Figur in Deiner Größe, hübsche Haare, ein gutes Herz. Sie ist nicht launenhaft, sondern höflich, aber stets zu viel oder zu wenig, recht bescheiden und ohne die geringste Lebensart. Nach diesem Bild, liebe Schwester, kannst Du Dir sagen, daß sie mir gar nicht gefällt und daß ich über diese Heirat sehr wütend bin. Man kann voraussehen, daß es eine sehr schlechte Ehe geben wird."

Friedrich hat nie eine innige Regung für seine Frau empfunden; er war niemals in sie verliebt. Während der schönsten Jahre seines Lebens, in Rheinsberg, besang der Kronprinz alle Frauen, die er zu seiner Unterhaltung nie entbehren mochte, in den graziösesten Gedichten. Er spazierte mit ihnen durch die Laubenwege und schrieb von Laune, Geist und Witz prudelnde Liebesbriefe an die Schönsten des fröhlichen Kreises. Nur mit einer verband ihn nichts; für eine schienen seine Augen blind und seine Ohren taub zu sein, für die Kronprinzessin. Sie empfing nicht einmal einen Gruß und wurde nur kühl und zögernd „Gnädige Frau" angeredet.

Nach fünfzig Jahren rief er sie zum ersten Mal beim Vornamen. Erst nach dieser Zeit fand sein Blick ihre Schönheit, und er gesteht: „Ich müßte der niedrigste Mensch von der Welt schätzen wollte, denn sie ist das sanfteste Gemüt, so gelehrig, wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum äußersten, so daß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie glaubt, mir eine Freude machen zu können."

Man hat des Königs Verhalten seiner liebenswerten und tugendsamen Frau gegenüber oft als brutal bezeichnet. Doch wer sich in das Leben dieses Heros vertieft, wird hinter den scheinbaren Gefühlsroheiten zureichende Gründe finden, die diesen Ausnahmemenschen entschuldigen. Denn für ihn waren alle Frauen eine große Gefahr. Er wußte, daß alle Throne Europas in den Händen der glitzernden Männaden zum Spielzeug wurden, und er fürchtete sich, unter den Einfluß einer Frau zu geraten, die klug, kühl und politisch, ihn zum besiegten Sieger gemacht hätte. Muschler hat das in seinem Werk sehr gut beschrieben: „Einmal nach Jahren kommt er mit seiner Frau zusammen. Gewonnene Schlachten liegen hinter ihm. Er diniert mit seiner Frau. Sie sprechen, und er erkennt mit Staunen, wie diese Frau an sich gearbeitet hat und geistig rege geworden ist. Die Unterhaltung reißt ihn hin. Wie es auch ihr geht, deren Schönheit bei dieser ungewohnten Anregung doppelt erblüht. Es beginnen Strömungen zwischen beiden zu schwingen, das Kühle fällt zusammen, Friedrich reicht seiner Frau die Hand, ihr Blick, der der eine unberührten Mädchens ist, dessen Blut schneller pulst als der erfahrungslose Verstand — er berührt den König, er fühlt eine Welle über sich kommen, die seinen Willen zu überfluten droht, da blitzt das Schwert seines Verstandes, er erhebt sich jäh und schroff und verläßt den Saal und meidet sie für lange Jahre."

Auch die Tänzerin Barberina hat in Friedrichs Leben keine Rolle gespielt, die mehr als Verehrung für eine begnadete Tänzerin bedeutete. Der König ist immer einsam geblieben.

Sparsamkeit wo sie am Platze ist und — wo nicht

Von Gertrud Giesebrecht.

Sparen ist nicht nur etwas Gutes, sondern auch etwas Notwendiges. Die meisten unter uns haben das Sparen wenn nicht eher, so doch in der Kriegszeit lernen müssen. Und wer hätte das Rechnenmüssen wohl nötiger, als — die Hausfrauen? Sie haben oft eine gute Uebung darin, aber bisweilen gelingt ihnen bei zuviel gutem Willen diese löbliche Eigenschaft doch — daneben!

Wo kann die Hausfrau sparen? Fangen wir beim „Essen", d. h. bei allem, was mit der täglichen Kost zusammenhängt, an. Schon beim Einkauf beginnt es. Eine Hausfrau, die ihrem Mädchen, falls sie eines hat, den Einkauf der Lebensmittel überläßt, wird sich nicht wundern dürfen, wenn dieses nicht das gleiche Interesse wie sie selbst dabei offenbart; auch mag es da sicherlich an der Erfahrung fehlen, die ein Mädchen nie in dem Maße haben kann wie eine Frau. Man kann unendlich verschieden kaufen. Darum erst mal umgeschaut auf den Markt und sich davon überzeugt, wie verschieden die Ware bei den einzelnen Händlern ist, denn das ist sie tatsächlich. Hat man für den Mittagstisch Blumenkohl bestimmt, und dieser ist gerade heute sehr teuer, so wird man sich eben entschließen müssen, seinen Geschmack umzustellen, andere Dinge sind dafür wieder preiswert. Dies nur als Beispiel. Nicht immer aber ist das Billige das zu Empfehlende. Obst, Gemüse Eier — lieber etwas mehr dafür gezahlt, als daß man bei dem ersteren zuviel fortschneiden muß, oder die letzten um die wenigen Pfennige auch entsprechend kleiner sind und weniger frisch. Oft ist auch nur ein Viertelstündchen Weges nötig, um dieselben Dinge merklich billiger einzukaufen; diesen Weg sollte man nicht

Nr. 33

Frauenlogik

Skizze von Ernst Herbert Petri

Während der großen Wintersportwoche in Garmisch lernte ich das ungleiche Paar kennen. Sie war die verkörperte Grazie, jung, lebenslustig, sprudelnd und von pikanter Schönheit; er ein angehender Fünftziger, behäbig, selbstvergnügt und etwas langweilig. „Konsul Petersen und Frau" — stellten sie sich vor, als sie im dichtbesetzten Speisesaal des Hotels die beiden einzigen freien Plätze an meinem Tisch einnahmen.

Wir kamen bald ins Gespräch. Sie wußte fesselnd zu plaudern, sprang von einem Thema zum anderen. Er saß ruhig, ein stiller Genießer des 192ter, vor seinem Glas, warf hier und da ein Wort in unser Gespräch, und über sein gutmütiges Gesicht flog ein Schimmer der Freude, wenn er seine junge, reizende Frau ansah.

Wir fanden uns noch oft zusammen. In der Gesellschaft der schönen Frau Petersen schwanden mir die kurzen Ferientage nur zu rasch dahin, doch war ich fast froh, ihrem verführerischen Zauber entfliehen zu können. Beim Abschied mußte ich dem guten Konsul versprechen, die nächsten Winterferien wieder mit ihm und seiner Frau in Garmisch zu verbringen.

So fand mich die Sportwoche des anderen Jahres wieder am alten Ort. Zwei Tage nach mir traf Konsul Petersen ein, allein, ohne Frau. Ich trat meinem alten Bekannten erstaunt entgegen und erschrak über die Kummerfalten in seinem gutmütigen Gesicht. „Ja", sagte er, „ich sehe, daß Sie sich über das Fehlen meiner Frau wundern. Sie ist nicht mehr bei mir; wir sind geschieden. Ich will Ihnen die traurige Geschichte erzählen, versuchen Sie aber nicht, mich zu trösten; nennen Sie mich höchstens einen alten Narren, denn einen besseren Namen habe ich nicht verdient.

Die erste große Dummheit beging ich, als ich mich mit zweiundfünfzig Jahren von der Jugend und der Anmut der Zweiundzwanzigjährigen fesseln ließ. Ich hätte mir sagen müssen, daß bei einem derartigen Altersunterschied von Liebe seitens meiner Frau nicht die Rede sein konnte. Dafür war ich alter Narr um so mehr in sie verschossen und — die zweite große Dummheit: ich gewährte ihr alle Wünsche, ließ ihr jede Freiheit, anstatt sie, wie andere in meiner Lage, ängstlich zu behüten.

Zwei oder drei Tage, nachdem Sie sich damals von uns verabschiedet hatten, fing meine Frau langsam an, sich zu langweilen. Da lernten wir draußen auf dem Sportplatz einen jungen Herrn kennen. Er stellte sich als Baron Häuerling vor und schien meiner Frau ausnehmend zu gefallen. Beim nächsten Kostümfest tanzte er nur mit ihr, und beide ließen mich bei meiner Flasche Wein allein. Nachher beim Souper, zu dem ich den jungen Weltmann an unseren Tisch bitten mußte, warfen sie sich versteckte Blicke zu, die ich trotz meiner Ahnungslosigkeit bemerkte. Ich hätte damals aufbrechen und am nächsten Tag abreisen sollen, freute mich aber noch, daß der Baron an meiner schönen Frau Gefallen zu finden schien und ihr über die Langeweile hinweg half. Das Gespräch kam auch auf den Sport, und da sagte mir meine Frau einen schönen Schrecken ein, als sie eine Skifahrt aufs Kreuzeck vorschlug; es blieb mir nichts anderes übrig, als den Baron dazu einzuladen.

So zogen wir denn kurz danach mit unseren Brettln los, und ich sah mit bangem Ahnen hoch oben das Kreuzeckhaus herunter winken. Wie sollte ich, dem schon das Erklettern der Müggelberge Schweiß genug kostete, da hinauf kommen! Richtig blieb ich denn auch eine halbe Stunde oberhalb des Riffersees hängen und konnte nicht mehr weiter. Ich sah die Enttäuschung in den Gesichtern der beiden anderen; da wollte ich auch kein Spielverderber sein, und nach einigem konventionellen Widerstreben folgten sie meiner Aufforderung und zogen allein weiter. Spät kamen sie zurück, meine Frau in sprudelnder Laune, er höflich wie immer, ganz Weltmann.

Zwei Tage später reisten wir ab. Als wir in München aus dem Zuge stiegen, begegneten wir auf dem Bahnsteig dem Baron. Auf meinen erstaunten Blick hin erklärte er, im letzten Augenblick durch ein Telegramm nach Berlin gerufen zu sein. So fuhren wir zusammen nach Hause.

Kurz danach, als ich eines Abends aus dem Geschäft nach Hause kam, fand ich meine Frau nicht mehr vor; die Zofe gab mir einen Brief und verschwand dann gleichfalls. „Lieber Hermann!" fingen die Zeilen an, „Die Leidenschaft ist stärker als ich. Verzeihe mir!"

Ich muß ehrlich gestehen, daß ich mich nach dem ersten Schreck rasch beruhigte, denn ich sagte mir, daß ihr Streich nur der Ausfluß einer vorübergehenden Laune war und daß ihre Unbeständigkeit ihr den Baron bald wieder verleiden würde. Dann mußte sie doch reumütig zu mir zurück kommen Je länger ich mir den Fall überlegte, um so mehr tat sie mir leid; ich sah sie schon vor mir stehen und mich beschämt um Verzeihung bitten. Ich fühlte, daß ich angesichts ihrer aufrichtigen Reue nicht den Mut haben würde, sie zurückzuweisen. Sie werden sich über meine Empfindungen wundern; doch stellen Sie sich einmal vor, Sie seien ein alter verliebter Mann, und ihre schöne, junge Frau bäte Sie weinend um Vergebung, dann würden auch Sie geneigt sein, ihr die größte Verfehlung liebevoll zu verzeihen.

Da brachte mich meine zur Dummheit gesteigerte Gutmütigkeit auf den unglücklichen Gedanken, meine Frau nicht nur wieder aufzunehmen, sondern ihr auch noch jede Beschämung zu ersparen. So beging ich den dritten und größten Fehler meiner Ehetragödie: Ich suchte im Kabarett die Bekanntschaft einer freundlichen Dame, ich ließ mir schwungvolle Briefe von ihr schreiben und mich zum Tee einladen. So konstruierte ich selbst meinen Sündenfall.

Als acht Wochen vergangen waren, und ich mich eines Mittags nach dem Essen in meiner einsam gewordenen Wohnung beim Kaffee langweilte, da ging die Tür leise auf, und meine Frau stand vor mir. Sie hielt den Kopf gesenkt und zupfte an ihrem Spitzentuch; Tränen hingen ihr an den Wimpern. Sie tat mir recht leid, doch ich sagte nichts, und wir sahen uns einige Augenblicke bedrückt an. Schließlich schluchzte sie: „Ach Hermann! Wie finde ich nur den Mut, Dich um Verzeihung zu bitten für das, was ich Dir angetan habe? Ich war toll, ich wußte nicht, was ich tat. Kannst Du mich wieder aufnehmen? Ich bin es ja nicht wert!" Sie weinte heftig.

Da stand ich auf, im stolzen Vorgefühl der guten Tat, die ich begehen wollte und sagte: „Laß das Weinen sein! Du hast Dir nichts vorzuwerfen, denn ich habe dasselbe getan wie Du!" Ich zog die Briefe, die Beweise meiner Schuld, aus der Tasche.

Sie starrte mich wortlos an; ich wollte sie in die Arme schließen; sie wich entsetzt vor mir zurück: „Du, den ich für unanfechtbar hielt, Du hast mir das angetan? Entsetzlich! Welche Enttäuschung!" Die Tür flog hinter ihr ins Schloß.

Ich wachte aus meiner Erstarrung erst auf, als ich mein eigenes Gesicht im Spiegel sah. „Esel!" schrie ich es an. — Nun sind wir seit drei Monaten geschieden; ich natürlich als der schuldige Teil!"

Ich bin ein zu höflicher Mensch, als daß ich der Selbstbeurteilung des Konsuls widersprochen hätte, und so drückte ich ihm nur teilnahmsvoll die Hand. Wir haben uns dann ganz gut miteinander über den Verlust der schönen Gesellschafterin getröstet.

---

als Opfer und Zeitvergeudung ansehen, sondern als willkommenen Zwang, der der Hausfrau Gelegenheit bietet, für ihre Gesundheit frische Luft zu schöpfen. Ein anderes Kapitel: Nichts umkommen lassen [illegible]ggebliebenen Speisen. Im Winter ist das nicht schwer, in der heißen Jahreszeit dagegen muß anders eingeteilt werden. Reste gibt es immer wieder, das ist nicht zu vermeiden, besonders da nicht, wo viele hungrige Mäulchen warten. Zweimal in der Woche deshalb abends ein Restessen, auch wohl mal des Mittags; es muß nur schmackhaft sein. Es gibt da ein schönes Hilfsmittel, das, wo es empfohlen wurde, immer mit Dank nachgeahmt wird. In einer Backform, etwa im Küchenwunder oder einer ähnlichen Form werden, nachdem man diese dick mit Butter oder Margarine ausgelegt hat, Mittagsreste Kartoffel-, Fleisch-, Kohlreste, Erbsen- oder auch Makkaroniereste, jedes für sich zurechtgelegt (also nicht schichtweise, sondern nebeneinander), oben wieder ein paar Stückchen Butter hier und da, etwas Salz und Pfeffer, einige Spritzer Maggi, alles eine halbe Stunde überbacken, bis es oben und unten schön angebräunt ist. Das wohlschmeckende Gericht macht die Speisekammer leer — zudem hat die Hausfrau — gespart.

Falsche Sparsamkeit ist es dagegen, wenn solche Mittagsreste den armen Essern aufgenötigt werden. „Es lohnt nicht", und man hat gern reine Schüsseln. Gewiß, aber das geht meist auf Kosten des Magens. Und wenn Vater protestiert, dann müssen die Kinder „Rest machen". Wenn aber tags darauf der Arzt gerufen werden muß, der — mehr kostet, — falsche Sparsamkeit!

Oder du willst das Fahrgeld sparen und läufst dreiviertel Stunden bei schönstem Tauwetter. Daß das Schuhzeug mehr darunter leidet als das Fahrgeld beträgt, oder — daß auch durch diese kleine Sparsamkeit am Ende wieder der Arzt nötig ist, bedenkst du nicht.

Oder du sparst mit Licht und läßt deine Kinder solange wie irgend möglich ihre Schularbeiten im Dämmerlicht machen, sitzt wohl selbst in diesem Zwielicht mit einer Näharbeit dabei. Daß die Augen eins der wertvollsten Güter des Menschen sind, vergißt du. Nütze doch diese wundervolle Dämmerstunde anders aus, zu einem Ausruhen für alle. Plaudert zusammen ein wenig, auf ein Viertelstündchen am Tage kommts nicht an, und für dich als Hausfrau ist ein Ausspannen nur zu gut mitten am Tage; sonst kommst du doch nicht dazu! Und deinen Kindern kann dieses Viertelstündchen zum Genuß, zum Segen werden, zur schönsten Zeit am Tage, und — du hast doch noch das Licht gespart!

Auch mit der Zeit kann richtig und falsch gespart werden, nicht nur mit dem Geld. Gönne dir ruhig nach Tisch ein halbes oder ein ganzes Stündchen für dich allein; aber vergeude nicht die Minuten, die bald zu einer Viertelstunde heranwachsen beim Kaufmann, dem du etwas vorseufzt über die schlechten Zeiten. Beim Einkaufen kann unendlich viel Zeit vertan werden, nur — es geschieht hier meist unbewußt.

Du kennst selber die vielen, vielen Gelegenheiten, wo du sparen kannst, und wo du nicht sparen darfst. Es kommt eigentlich nur darauf an, nichts gedankenlos, sondern alles mit Bewußtsein zu tun.

Als Hausfrau hat man wie kein anderer Mensch die Möglichkeit, zu sparen oder zu vergeuden. Und daß dies Sparen heute Pflicht ist, wissen wir alle. Aus dieser Pflicht kann es aber eine frohe Gewohnheit werden, die nicht nur den glücklich macht, der sie übt, sondern auch bei denen Anerkennung wachruft, denen sie gleichzeitig zum Nutzen wird.

—⊙—

Das gefährliche Defizit

Ernste Zeitgedanken zum Geburtenrückgang.

Von P. Wild.

Geistiges und leibliches Ziel unseres Lebens ist das Wunderbare, das über uns hinausragt in das Morgenrot eines neuen Tages, Vollendung findet im: Kinde!

In ihm löst sich das Rätsel unsres Zweckseins, findet seine künftige Form.

Unfaßbar heilig der Augenblick, wenn alle Weltensonnen beim Kommen des Kindes der Mutter leuchten. Sie vergißt Leid, Qual und Not, wenn sich das Wunder der Mensch werdung an ihrem Kinde vollzieht. Der Zaubermantel reinsten Glückes verhüllt alles Dunkel, trägt den Sieg über die Märtyrerinnenkrone des Mutterwerdens davon.

Stille Beseeltheit bereichert das Leben, trotz Mühe und Sorge, denn die Mutter fühlt ihre Lebensnotwendigkeit, fühlt das unendlich reiche selbstverständliche Vertrauen, das Gegenwart und Zukunft in Mutter und Kind geheimnisvoll verkettet. Das Kind gibt dem Frauenleben neue Gestaltung, weitet die Ehe zur Familie.

Wir betonen immer wieder unsere Armut als Volk. Doch zögern wir keinen Augenblick, entäußern uns selbstwillig unseres letzten Reichtums, unserer Kinder.

Ein tragischer Konflikt dieses Volkssterben der Ungeborenen!

Unsere finanzielle Armut ist Wirklichkeit, wird noch größer, weil unsere sich ständig steigernde Abhängigkeit von materiellen Dingen uns auf den unwandelbaren Reichtum ideeller Werte verzichten heißt. Die deutsche Bevölkerungsstatistik, die das Reichsamt des Innern 1927 veröffentlicht, zeigt Zahlen, die uns unsere zunehmende Volksverarmung deutlicher klarmachen, als unsere aufwachsende finanzielle **Auslandsverschuldung.**

Es geht bergab. Lassen wir die Zahlen reden.

Auf tausend Einwohner des Deutschen Reiches kamen an Geburten:

1913: 26,9, 1925: 20,7, 1926: 19,5, 1927: 19,2

im ersten Vierteljahr, bei weiterer Minderung verändert sich der Jahresanteil für 1927 dementsprechend.

Wohin führt der Weg? Ist unser Lebenswille als Volk vernichtet? Bringen wir die Kraft des Bekennens zum gesunden Naturwillen, der zur Stammeserhaltung strebt, nicht mehr auf? Aus welchen Gründen nicht?

So fragen wir uns. Und die Antwort?

Wir propagieren heute mehr und mehr das Recht auf individuelles Ausleben. Darunter verstehen wir das „Ichleben", das im Umkreis eignen Wesens Genüge findet. Lächelnd verneinen wir die Pflicht zum Kinde, finden hundert Bedenken, von denen vielleicht zehn berechtigt sind, weil sie auf gesundheitlich materiellem Gebiet liegen. Die andern neunzig Fälle sind Selbstbetrug, schlimmer: Volksbetrug.

Teurung, Wohnungszwangswirtschaft, alles das ist nicht der letzte Grund, daß wir, Frankreich übertrumpfend, bald das Einkindsystem erreichen werden. Er liegt tiefer, zeigt sich im Niedergang von Sitte und Moral, wird Symbol des Verfalls und heißt: krasser Egoismus!

Wir sehen um uns in ständig verstärktem Ausmaß die Flucht vor der Verantwortung des Einzelnen, die sich in Ueberorganisation auf allen Gebieten, dem Schutz der Gemeinschaft in Staat, Kommune, Gewerkschaft usw. zeigt.

•

Wir verzichten also aus rein egoistischen Gründen auf die hohe Glücksmöglichkeit der Elternschaft. Ist das mit dem Zeitalter der Aufklärung, des Frauenfortschritts vereinbar?

Bedeutet es nicht vielmehr einen Rückschritt, eine vergrößerte Einseitigkeit und Verengung der Lebensauffassung der Frau, wenn sie sich heute vor aller Oeffentlichkeit zu staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Frauenpflichten bekennt, also erhöte Pflichtbereitschaft gegen die Allgemeinheit betont und gleichzeitig in der Praxis die naheliegende, gegebene Frauenpflicht der Mutterschaft ablehnt?

Die Liebe der Frau zum Kind ist eingeboren, wenn sie freiwillig auf Erfüllung verzichtet, hemmt sie brutal ihre empfindsamste, edelste Gefühlswelt, zerstört den besten Teil ihres Ich. Das größte Schöpfertum der Frau — das leben- und volkschaffende liegt brach.

Das ist eine trostlose Wahrheit für den Einzelnen und das Große, unser Vaterland.

Folgende Statistik zeigt im Wechsel ihrer Tendenz, je nach Landschaft, daß unbedingt äußere Beeinflussung stark mitwirkt.

Auf tausend Einwohner kommen:

in Oberschlesien	26,1 Lebendgeburten
in Berlin	11,1 Lebendgeburten

Eine andere Statistik zeigt uns, daß von der Berliner Beamtenschaft 87 Prozent verheiratet, darunter jedoch 45,3 Prozent kinderlos ist.

Die anders geartete Weltanschauung der Großstadt setzt sich überall in der Statistik in gleicher Weise durch.

Diese Antikindbewegung, von einer solchen müssen wir leider sprechen, wirkt sich beim Vergleich der Eheschließungen besonders auffällig aus. Sie beliefen sich:

1913 auf 7,8 von tausend Einwohnern
1926 auf 7,7 von tausend Einwohnern

bei fast gleicher Eheschließung wirkt die Minderzahl der Geburten doppelt schwer.

Ehrliche Trauer bedrückt uns um die Ungeborenen, von denen diese Zahlen nüchtern, kühl sachlich reden. Wir brauchen Selbstbesinnung, Rückbesinnung. Eine stille Hoffnung ist in uns auf ein Zurückfinden aus dem Kampf gegensätzlicher Welt- und Lebensauffassung zur zweckgewollten Natur, zur Befreiung von der heutigen Verirrung, zu der deutschen Frau, die zu**kunftsfroh und zukunftsstolz bereit ist zur Erfüllung des heiligsten Berufs der Frau, zur Mutterschaft!**

—⊙—

Die Ehekameradin

—g— Die Kameradschaft ist das Mutterherz der Liebe. Sie schließt sie in sich ein und hegt sie und pflegt sie. Sie ist das Fundament der Ehe. Mit ihr ersteht sie als ein stolzes Haus in der Sonne, Jugend und Schönheit. Sie muß um sie bangen und über sie wachen aber ohne sie fällt sie haltlos in sich zusammen.

Ein junger Ehemann stellte seinem Freunde seine Frau vor und fragte ihn später, wie sie ihm gefallen habe. Der Freund sagte darauf: „Sie sieht aus, wie eine gute, feine Lebenskameradin." Ein hohes Lob! Das höchste, das **über eine Frau ausgesprochen werden kann.**

Die Kameradin des Mannes unterscheidet sich beträchtlich von der Frau, deren Hauptaufgabe bedeutet, dem Manne nur Geliebte zu sein. Diese ist abhängig von der wandelbaren Aeußerlichkeit. Nur als Mutter entgeht sie einem inhaltsleeren Dasein.

Frei von der Sorge um die äußere Schönheit unerschütterlich, stolz und fröhlich leuchten aus dem Antlitz der Ehekameradin Güte, inniges Verstehen, Mütterlichkeit und Klugheit bis ins hohe Alter. Freilich ist die Fähigkeit zur Kameradschaft kein absolutes Geschenk des Himmels, wie die Schönheit, sondern ein nicht mühelos erworbenes Gut, das mit der Herzens- und Geistes-Bildung Hand in Hand geht und wie diese errungen sein will.

Die Ehekameradin hält sich nicht fortgesetzt angewiesen auf den Gatten. Sie ist nicht unglücklich, sie langweilt sich nicht, wenn der Beruf des geliebten Mannes eine Trennung nötig macht. Nicht nur als Weib, auch als Mensch, als geistiges Wesen, weiß sie sich zu beschäftigen, denn sie ist nicht durch den Gatten allein, sondern durch sich selbst Persönlichkeit. Das Bewußtsein der eignen Kraft, der Fähigkeit, dem Manne im Kampf ums Dasein fest und treu beiseite zu stehen, gibt ihr die Fröhlichkeit die ihre Nähe so bezaubernd macht. —

Ist nun einmal, wie bei der Ehekameradin, der Ansatz zur Persönlichkeit gegeben, so kristallisieren sich immer neue Werte an: Der Lohn für ihr ständiges Wirken. So erscheint sie dem Gatten niemals langweilig, sondern ist ihm immer neu. Nie ist sie ihm Bürde geworden, sondern Weggenossin auf sonnerhellter Wanderung durchs Leben.

•

Die Ehefrau ist der Ausdruck der Persönlichkeit des Mannes. Den Grad der Achtung, den der Mann vor sich selbst hat, überträgt er auf die Frau.

—⊙—

Muß die Fantasie bei Kindern angeregt werden?

Von Ilse Steffens, Leipzig.

Immer wieder begegnen wir bei — Müttern (bei Erziehern ja glücklicherweise kaum), der Ansicht, daß Kinder angeregt werden müssen. Und unter diesem Angeregtwerden versteht man im allgemeinen nicht anders, als daß die Fantasie der Kinder genährt wird. Ist das richtig? Das heißt, ist das notwendig? Wir dürfen wohl behaupten daß die Mehrzahl aller Kinder nervös und leider viele unter ihnen sogar übernervös ist. Zugegeben, daß die Ursache hierfür eine sehr verschiedene sein kann, Anlage oder richtiger ausgedrückt Vererbung, körperliche Widerstandslosigkeit, falsche Ernährung usw. Tatsache ist jedenfalls, daß in unglaublich vielen Fällen nichts anderes die Schuld trägt als eine zu frühe und zu starke Anregung der Fantasie. Schon zu einer Zeit, da man den Säugling noch ganz in Ruhe lassen sollte, wird er oft genug durch unverständliche Mütter „angeregt", natürlich auf Kosten seiner Gesundheit. Allzuoft kann man bei sehr jungen und sehr unerfahrenen Müttern, d. h. solchen, die von der Behandlung des Säuglings keine Ahnung haben, beobachten, daß sie — in der Angst, ihr Kind könne „dumm" bleiben, dieses in allzufrühem Alter auf alle mögliche und unmögliche Art zu interessieren suchen, in dem Bestreben also, den kleinen noch schlummernden Geist zu wecken und zu trainieren. Ein Verbrechen ist das am Kinde. Aber auch weniger gedankenlose Mütter sündigen in anderer Weise; durch allzuviel Märchenerzählen und Aehnliches kann die Fantasie in einem Grade genährt werden, daß sie Schaden nimmt. Bei den meisten Kindern, hierin liegt keine Uebertreibung ist die Fantasie eher zu rege, als zu gering. Ein normales Kind wird niemals nötig haben, daß man es besonders anregt, und ein krankes, d. h. in diesem Falle, ein geistig zurückgebliebenes, wird dadurch nicht gesünder und normal, daß man seiner Fantasie aufhilft.

Fast immer ist es so, daß wir nötig hätten, die Fantasie eines Kindes zu dämpfen. Diese Beobachtung werden wir bei fast allen Kindern machen können, wieder ein Beweis, daß die meisten Kinder übernervös sind. Fast stets wird ein Kind, das im frühesten Alter den Eindruck macht, als sei es allzuruhig, uninteressiert (um nicht zu sagen dumm), fast stets wird solch ein Kind, wenn wir es gewähren lassen und nicht künstlich anregen, sich zu einem außerordentlich gesunden entwickeln.

Es muß aufrechterhalten werden, daß bei den Kindern die Fantasie oft noch eingedämmt werden muß. Kinder unterscheiden sich von Erwachsenen allzusehr dadurch, daß sie alles erleben, wo ein Erwachsener beobachtet.

Wer Kinderfilmvorstellungen besucht hat, kann scheinen Begriff davon machen, wie Kinder miterleben. Die Wirklichkeit ist erloschen, sie leben nur noch in dem, was sie im Film sehen. Die Kinder, die sie sehen — sie sind es selbst, sie jauchzen, sie leiden mit ihnen, sie äußern unverhohlen ihren Unwillen, wenn ihnen Ungerechtigkeit geschieht — sie jagen mit wenn eine wilde Jagd gezeigt wird — gerade im Film können wir erkennen, in welch hohem Maße die Fantasie der Kinder, auch der Kleinsten, wenn sie einmal zu arbeiten begonnen, sich auszuwirken imstande ist. Ein übermäßiges Schauselenlassen der Fantasie geschieht aber immer auf Kosten des Nervensystems.

Die in erschreckendem Maße sich häufenden Zahlen der jugendlichen Verbrecher geben einen Beweis dafür, wie verkehrt es ist, bei Kindern der Fantasie die Zügel schießen zu lassen, denn in fast allen Fällen handelt es sich um Naturen die eine übermäßig arbeitende und hemmungslos sich auswirkende Fantasie erst zum Verbrechen reifen ließ.

Die Kinder unserer Zeit sind auf so vielseitige Weise interessiert, ihr Geist wird so stark — man möchte sagen, zersplittert, daß es die Pflicht jedes Erziehenden sein muß, hier einen Ausgleich zu schaffen.

—⊙—

Was für eine Farbe kann ich tragen?

Von Etty Hirschfeld.

—g— Frauen von Geschmack wählen oft instinktmäßig Farben, die ihnen stehen; selten weiß jemand aber, aus welchem Grunde er gerade diesen und jenen Farbenton tragen kann, und einen andern nicht. So kommt es, daß häufig Frauen, die sich im übrigen richtig zu kleiden wissen, hinsichtlich der Farben Mißgriffe begehen, sich dabei von dem Gesichtspunkt: „das ist modern" leiten lassen und einen Gegenstand wählen, der an sich hübsch und neuartig sein mag, jedoch nicht für die Trägerin geeignet ist.

In der Kunst, sich zu kleiden — denn dies ist eine Kunst! — ist die Wahl der Farben eines der wichtigsten Gebiete. Um festzustellen, welche Farben einem Menschen stehen, muß man wissen, daß hierfür weniger die Farbe des Stoffes selbst entscheidend ist, als vielmehr die Reflexfarbe, die er besitzt. Wie allgemein bekannt, gibt es nur drei Grundfarben: blau, rot, gelb. Alle die hunderte von Nuancierungen enthalten doch immer nur eine Mischung von zweien dieser Grundfarben. Jede Grundfarbe aber besitzt eine Reflexfarbe, und zwar besteht diese aus der oder denen der drei Grundfarben, die in der vorhandenen Farbe nicht enthalten sind. An einigen Beispielen wird man das am leichtesten verstehen. Da grün aus den Farben blau und gelb besteht, wirft es rote Reflexe; die Mischung von rot und gelb ist orange und reflektiert daher blau, das in dieser Mischung fehlt. Demgemäß ist die Reflexfarbe von violett, aus blau und rot zusammengesetzt, gelb, der dritten Grundfarbe. Je nachdem nun die eine oder andere Grundfarbe in der Zusammensetzung stärker enthalten ist, bildet sich die Schattierung der Reflexfarbe.

Aus diesen Angaben geht wohl klar hervor, was man bei der Farbenwahl zu beachten hat. Wer blaß ist und seine Farben heben will, wird also Farben vermeiden müssen, die fahlmachende grüne oder violette Reflexe hervorbringen. Solche Damen dürfen nicht rot tragen; denn es ergibt einen grünen Widerschein, während grün vorteilhaft ist, weil es rot reflektiert.

Selbstverständlich spielen bei der Wahl der Farben auch Haar und Augenfarbe eine Rolle. Will man möglichst unauffällig erscheinen, so erreicht man das sehr gut, wenn man ein Kleid in dem Farbenton des Haares trägt, während man andererseits durch Betonung des Gegensätzlichen raffinierte Wirkungen erzielen kann. So erhöht beispielsweise grün noch den Effekt kupferroten Haares, weil es ja rote Reflexe wirft. Auch eine Uebereinstimmung der Augen- und Kleidfarbe wird immer reizvoll sein.

Früher spielte bei der Farbenwahl das Alter eine große Rolle. Heute, im Zeitalter der Bubiköpfe, kennt man weder eine besondere Mode noch bestimmte Farben für „ältere Damen". Eigentlich gibt es ja diese überhaupt nicht mehr. Hat eine nicht mehr junge Dame eine sehr frische Hautfarbe, so kann sie natürlich auch alle zarten Farben tragen, die zu ihrem Teint passen. An Hand der Farbenreflex-Skala wird man übrigens feststellen, daß